

PETER

/ JAHRESBERICHT



NO. 57
01/2026

SCHWARZER PETER
VEREIN FÜR GASSENARBEIT SCHWARZER PETER



Editorial

«Der Mensch wird am Du zum Ich», schrieb der Philosoph Martin Buber. Ein Satz, der so schlicht daherkommt, dass man ihn fast übersieht – und der doch viel darüber sagt, wie wir Menschen überhaupt zu dem werden, was wir sind: nämlich im Gegenüber, in der Begegnung, im echten Kontakt.

Oder einfacher gesagt: Allein vor sich hin wird man kein Ich. Da kann man noch so lange in den Spiegel schauen oder Selfies machen.

Gerade in Zeiten zunehmender sozialer Isolation bekommt dieser Gedanke ein besonderes Gewicht. Orte, an denen man einfach sein darf, ohne etwas kaufen, leisten oder darstellen zu müssen, werden weniger. Der öffentliche Raum wird enger, regulierter, zweckgebundener. Und damit verschwinden auch Gelegenheiten für das, was Buber meint: echte Begegnung.

Ich denke an die Bank am Claraplatz. Oder an die Bänke im und vor dem Bahnhof. Orte, die für manche bloss eine kurze Pause im Alltag sind – und für andere ein Stück Alltag selbst. Hier halten sich Menschen auf, die keinen privaten Rückzugsort haben. Für die «Homeoffice» kein Konzept, sondern eher ein ferner Witz ist. Sie sind sichtbar. Und sie suchen, wie wir alle, Beziehung.

Doch oft bleiben diese Begegnungen aus. Die eine «Bubble» sitzt auf der Bank. Die andere eilt vorbei – vielleicht mit fair produziertem Smartphone in der Hand, was ja durchaus löblich ist. Nur: Während wir uns Gedanken über globale Lieferketten machen, verlieren wir manchmal den Blick für das, was direkt vor uns liegt. Für die Menschen im selben Raum, die nicht Teil unserer digitalen Welt sind. Für jene, die es unmittelbar betrifft, wenn eine Bank verschwindet oder eine öffentliche Toilette geschlossen wird.

Wie können wir dieser schleichenden Verdrängung etwas entgegensetzen? Wie können wir auf Menschen zugehen, die keinen Zugang zu den dominierenden Systemen unserer Zeit haben – weder zur digitalen Welt noch zu stabilen wirtschaftlichen Strukturen?

Vielleicht beginnt es damit, dass wir jene Orte wieder schätzen lernen, die allen offenstehen: Orte ohne Eintritt, ohne Konsumzwang, ohne Vorbedingungen. Diese «Dritten Orte» sind für viele keine nette Ergänzung, sondern eine Notwendigkeit. Denn es gibt Menschen, die weder einen Ersten Ort (ein Zuhause) noch einen Zweiten Ort (eine Arbeit) haben.

Und vielleicht beginnt es auch damit, dass wir den Blick wieder heben – weg vom Bildschirm, hin zum Gegenüber.

Dass der Schwarze Peter Jahr für Jahr bestehen kann, verdanken wir genau solchen Beziehungen. Ihrer Treue. Ihrer grossen und kleinen Spenden – Geld, Kleider, Schlafsäcke. Vor allem aber Ihrer Bereitschaft, nicht wegzuschauen.

Denn ohne das Du gibt es kein Ich. Und ohne Menschen, die in Beziehung treten, könnten viele andere ein Stück weniger sich selbst sein.

In diesem Sinne: Danke.

Herzlich

Giulietta Grüninger, Präsidentin Schwarzer Peter

Fotografien

Die Fotostrecke in diesem Heft stammt von rob. Im vergangenen Frühling hat er uns im Rahmen seiner Fotografieausbildung begleitet und unsere Arbeit dokumentiert. Die Zusammenarbeit mit ihm war für uns eine grosse Freude – umso mehr, weil wir vom Resultat wirklich begeistert sind. Herzlichen Dank, rob.

rob. über rob.

Mein fotografischer Schwerpunkt liegt in der Dokumentation von Menschen, ihren Lebensrealitäten und ihrem Einfluss. Dabei passe ich in meinem Arbeitsprozess, die Umsetzungsform, die Technik und den Umfang des Equipments dem jeweiligen Schwerpunkt und dessen Thema an.

Zu meiner Arbeitsweise gehört ebenso die Nähe zum Menschen – emotional wie auch fotografisch – also im Geschehen anwesend zu sein. Für mich ist Fotografie kein Spiegel, der der Wirklichkeit vorgehalten wird, sondern ein Hammer, mit dem sie gestaltet wird.

Deshalb ist eine Zusammenarbeit wichtig, damit ich mein Gegenüber authentisch repräsentieren und dessen Lebensrealität in der Fotografie mitgestalten kann. Mit dieser Haltung soll am Ende eine in sich geschlossene Arbeit entstehen, die auch zu Interpretationen einlädt.

robustes-archiv.ch

Die Busbilderstrecke wurde uns von Kathrin Schulthess und der Christian Merian Stiftung zur Verfügung gestellt. Merci!



Zwischen Gegenwind und Zuversicht – Jahresbericht 2025

Als am 20. Januar «ähne am Deich» der 47. US-Präsident sein Amt antritt, fanden wir das einen ziemlichen Seich, denn im Gegensatz zu Herrn T. und seiner Gefolgschaft stehen bei uns Menschenrechte, Wissenschaft, Nachhaltigkeit, Redefreiheit und über den eigenen Tellerrand hinausschauen hoch im Kurs! Heute, ziemlich genau ein Jahr später beim Verfassen dieser Zeilen, wissen wir, s'isch wirglogg e Seich. Nun gut, lassen wir uns nicht entmutigen und fokussieren uns auf die positiven Entwicklungen des letzten Jahres und blicken zurück auf das, was uns im Jahr 2025 wieder einmal enorme Freude bereitet hat: unsere Arbeit beim Schwarzen Peter.

Januar: In Liechtenstein wird die gleichgeschlechtliche Ehe legalisiert und wir trudeln nach den entschleunigten Feiertagen in unserer (noch dezimierten) Vollbesetzung wieder im Büro und auf der Gasse ein. Unser Terminkalender füllt sich bereits ab Kalenderwoche zwei wieder so, dass uns rasch bewusst wird, dass es auch in diesem Jahr nicht langweilig werden wird. In der Pipeline steht, neben personellem Zuwachs, auch der Start unseres neuen Projektes auf vier Rädern, später mehr dazu.

Februar: Portugal verbietet als erstes EU-Land den Tiefseebergbau, um seine sensiblen Ökosysteme und den Meeresboden zu schützen. Gleichzeitig erleben wir in Basel unsere drey scheenschte Dääg: In alljährlicher Tradition bleibt unser Büro während der Fasnacht geschlossen, dafür sind wir umso präsenter auf der Gasse. Wir stapfen durch Berge von Röppli, amüsieren uns beim Zuhören von Schnitzelbängg und bewundern die vielfältigen Goschdym.

März: In Italien werden Femizide von nun an als eigenständiger Tatbestand eingestuft und in Basel findet die Aktionswoche gegen Rassismus statt – es geht vorwärts! Auch bei uns kommt Bewegung ins Spiel, denn wir sind ab sofort wieder in Vollbesetzung und begrüßen unseren neuen Gasenarbeiter und Co-Geschäftsleiter Adrian. Sein Dienst beginnt standesgemäss auf dem Glooreplatz.

April: Ein am 1. April (kein Scherz!) veröffentlichter Bericht zeigt: In den ersten 20 Monaten des Deutschland-Tickets wurden 560 Millionen Autofahrten durch solche im ÖV ersetzt – und damit 2,3 Millionen Tonnen CO₂ eingespart. Passend dazu setzen wir bei unserem neuen Buspro->

«IM GEGENSATZ
ZU HERRN T.
UND SEINER
GEFOLGSCHAFT
STEHEN BEI UNS
MENSCHENRECHTE,
WISSENSCHAFT,
NACHHALTIGKEIT,
REDEFREIHEIT
UND ÜBER DEN
EIGENEN TELLER-
RAND HINAUS-
SCHAUEN HOCH
IM KURS!»





**«BESONDERS IN SOLCHEN ZEITEN
WOLLEN WIR DAS POSITIVE NIE AUS
DEN AUGEN VERLIEREN UND IM
RAHMEN UNSERER TÄTIGKEIT DER
AKZEPTIERENDEN UND ANWALT-
SCHAFTLICHEN HALTUNG GEGENÜBER
UNSEREN BZW. FÜR UNSERE
KLIENT:INNEN TREU BLEIBEN.»**

jekt auf Elektromotor: Wir holen unseren Vierräder beim Garagisten ab und bringen ihn zu Black Forest Vans in die Werkstatt, wo er in den folgenden Monaten nach unseren Wünschen umgebaut wird.

Mai: Im österreichischen Dornbirn montiert der Bürgermeister höchstpersönlich Trennelemente von Sitzbänken beim örtlichen Bahnhof ab, welche verhindern sollten, dass die Bänke als Liegefläche genutzt werden können. Auch am Basler Bahnhof gibt's kurz vor dem ESC ein Umstyling. Jedoch ist das Aufhübschen und Erweitern der Sitzgelegenheiten, auch dank unserer Mitsprache, insgesamt eine Aufwertung des Bahnhofvorplatzes und so gestaltet, dass niemand deswegen von der Benutzung ausgeschlossen wird.

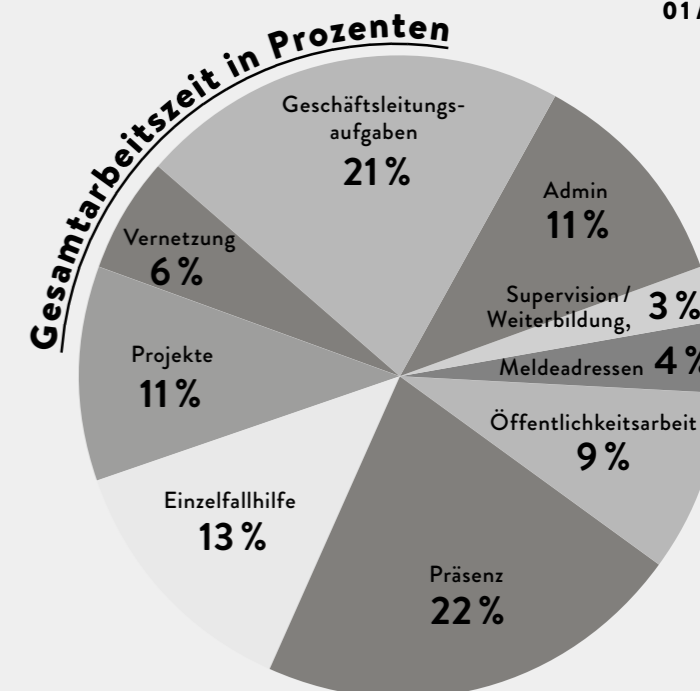
Juni: Im ersten Halbjahr 2025 wird weltweit mehr Strom aus erneuerbaren Quellen als aus Kohle produziert – ein Novum. Ebenfalls zum ersten Mal findet im Juni «Einblick Basel», ein Tag der offenen Tür von Basels sozialen Institutionen, statt. Wir sind dabei und dürfen dutzenden Besucher:innen unsere Räumlichkeiten zeigen und einen Einblick in die Welt

des Schwarzen Peter geben, was uns viel Freude bereitet. Auch im Jahr 2026 sind wir wieder am Start – und freuen uns auf viel Besuch!

Juli: Beim Abschiedskonzert von Black Sabbath und Ozzy Osbourne werden die knapp 200 Millionen Dollar Einnahmen allesamt für wohltätige Zwecke gespendet. Auch unser Verein wird von einer Vielzahl von Spender:innen unterstützt (Herzlichen Dank an dieser Stelle!). Mit einem kleinen Teil der Gelder können wir während dem ruhigen Sommerferienmonat unsere Büro- und gleichzeitig Beratungsräume neu streichen lassen, das Mobiliar im Autonomen Büro eigenhändig renovieren und somit eine neue Wohlfühlatmosphäre für unsere Besucher:innen schaffen.

August: Ein US-Bundesgericht schützt 500'000 m² (knapp zwölfmal die Fläche der Schweiz) Pazifikgewässer vor industrieller Fischerei. Auch wir wagen uns aufs Wasser, genauer auf den Fluss: Zusammen mit den Kolleg:innen des Autonomen Büro unternehmen wir einen Teamausflug auf dem Rhysträrn. Während der Schleusenfahrt von der Schiff->





Jahresbericht in Zahlen

1'563 Stunden	Präsenz im öffentlichen und halböffentlichen Raum
914 Stunden	Einzelfallhilfe
770 Stunden	Projekte
425 Stunden	Vernetzung
649 Stunden	Öffentlichkeitsarbeit
1'537 Stunden	GL-Team
817 Stunden	Admin
191 Stunden	Supervision/Weiterbildung
1'779	Beratungen
12'307	Kontakte im Büro
5'354	Kontakte im öffentlichen und halböffentlichen Raum
3	Coiffeur-Events
1	Weihnachtsapéro
3	Grillfeste

Den gesamten Revisionsbericht und die Jahresrechnung 2025 finden Sie aus Papiergründen online unter schwarzerpeter.ch/peter/peter-56-01-2026



lände nach Rheinfelden und zurück geniessen wir Köstlichkeiten aus der Kombüse und lehnen uns für einmal einfach zurück. An dieser Stelle ein grosses Dankeschön den Teilnehmenden für den tollen Einsatz und das Mitwirken im Autonomem Büro – eine grossartige Truppe!

September: Knapp 6 Milliarden Menschen weltweit erleben zu Monatsbeginn eine totale Mondfinsternis. Die Bilder des nach der Finsternis aufgehenden blutroten Mondes bringen uns alle zum Staunen. Im Schwarzen Peter arbeiten wir während diesen Tagen intensiv an der 56. Ausgabe unseres Vereinsmagazins. Die beeindruckenden Fotografien von Giovanni Lo Curto sowie die berührenden Geschichten rund ums Thema Einsamkeit hinterlassen auch bei uns bleibende Eindrücke.

Oktober: María Corina Machado erhält für ihren unermüdlichen Einsatz für Demokratie, Menschenrechte und freie Wahlen in Venezuela den Friedensnobelpreis – ein starkes Zeichen des Komitees zur Festhaltung an seinen Grundwerten. Bei uns öffnen sich neue (Schiebe-)Türen – und zwar jene des umgebauten VW E-Crafter, mit welchem wir seit Ende Oktober zweimal wöchentlich im Rahmen des Projekts «Mobile Beratung und Gesundheitsversorgung» auf dem Vorplatz des Bahnhofs SBB präsent sind.

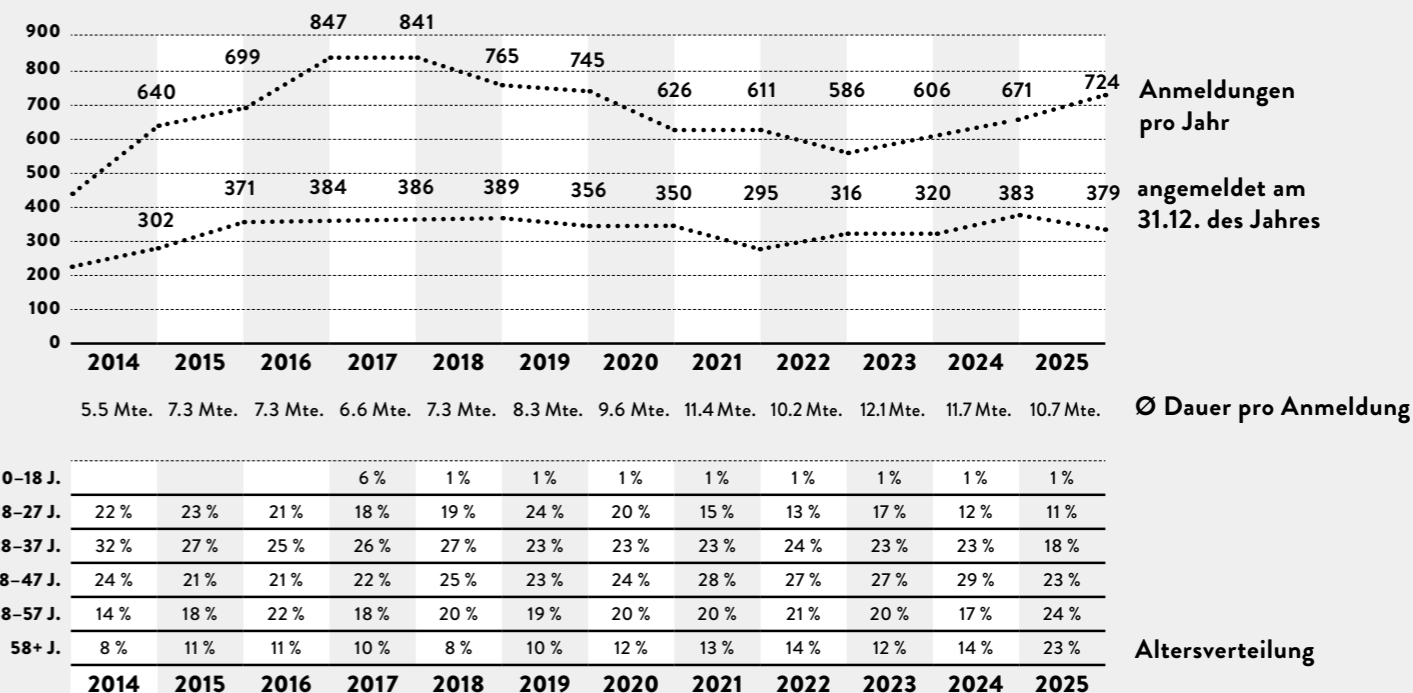
November: In Serbien demonstrieren zehntausende Menschen für faire und freie Wahlen und gegen Korruption und die autoritäre Führung ihres Landes. Ein weiteres starkes Zeichen

für Menschenrechte, denen auch wir uns als Profis der Sozialen Arbeit verschrieben haben. Der November ist bei uns ein intensiver Monat, denn neben der Jahresplanung 2026 besuchen wir Weiterbildungen und Vernetzungstreffen, besichtigen die Notschlafstelle und machen die ersten sehr positiven Erfahrungen mit unserem Busprojekt am Bahnhof SBB.

Dezember: Zum Schluss noch etwas Leichtes: In Nordrhein-Westfalen buddelt ein Maulwurf den Ehering eines 86-jährigen Mannes aus, den dieser bei Gartenarbeiten vor 44 Jahren verloren hatte. Das Jubiläum der eisernen Hochzeit (65 Jahre) feiern die Eheleute daraufhin wieder mit dem Originalring. Auch unser Coiffeur-Event vom 6. Dezember wird ein von Leichtigkeit und Freude geprägter Nachmittag. Dank der ehrenamtlichen Tätigkeit einer Gruppe Friseur:innen können wir rund viermal jährlich diesen Anlass in unseren Räumlichkeiten durchführen und sind jedes Mal begeistert, wieviel Freude ein neuer Haarschnitt bereiten kann.

Wir blicken zurück auf ein intensives Jahr, in welchem sich die Welt gefühlt noch etwas schneller gedreht hat als üblich. Grundsätzlich und besonders in solchen Zeiten wollen wir das Positive nie aus den Augen verlieren und im Rahmen unserer Tätigkeit der akzeptierenden und anwaltschaftlichen Haltung gegenüber unseren bzw. für unsere Klient:innen treu bleiben. Dass ihr, liebe Leser:innen, uns dies mit euren Geld- und Sachspenden ermöglicht, dafür sind wir euch dankbar – deshalb noch einmal ein grosses **MERCI** von uns allen vom Schwarzen Peter.

Statistik Meldeadressen 2025



«EIN MANN BLEIBT ZUNÄCHST AUF DISTANZ. ER SCHAUT ZUM BUS, SCHAUT WIEDER WEG, GEHT EIN STÜCK WEITER, BLEIBT STEHEN, KOMMT ZURÜCK. SOLCHE BEWEGUNGEN SEHEN WIR OFT. DER ERSTE SCHRITT IST SELTEN EIN DIREKTER.»

Unterwegs mit offenen Türen

Seit Ende Oktober steht unser Bus sechs Stunden pro Woche vor dem Bahnhof SBB – mitten im Kommen und Gehen. Ohne Bedingungen und Verpflichtung.

Für Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind oder deren Wohnsituation unsicher geworden ist. Für Personen, die Orientierung suchen oder sich in belastenden Lebenssituationen befinden. Für diejenigen auf der Durchreise ebenso wie für bekannte Gesichter, die regelmässig hier sind. Für sie ist es ein sozialer Ankerpunkt, wo sie ihr soziales Netz pflegen, Bekannte treffen und soziale Zugehörigkeit erfahren. Gleichzeitig ist der Bahnhof ein sozial verdichteter Ort, an dem vieles sichtbar wird, was sonst oft im Verborgenen bleibt. Hier überlagern sich unterschiedliche Lebensrealitäten – der öffentliche Raum wird zum Spiegel dessen, was unsere Gesellschaft trägt und was sie ausblendet.

Bei Kaffee, Tee oder einer warmen Suppe entstehen erste Gespräche – niederschwellige Beziehungsarbeit, aus der Reality Checks, Orientierung im Hilfesystem oder Vermittlungen weiterführender Unterstützung entstehen können. Bei Bedarf geben wir Schlafsäcke und warme Kleidung ab, bieten eine einfache medizinische Einschätzung, messen Blutdruck oder versorgen kleine Wunden. Dolmetscherinnen unterstützen die Verständigung und tragen dazu bei, Vertrauen aufzubauen. Das 2-jährige Pilotprojekt wird von der Christoph Merian Stiftung finanziert.

Was in diesen sechs Stunden passiert, lässt sich in keiner Statistik abbilden.

Deshalb folgt hier ein protokollarischer Einblick.

8–9 Uhr

Polarluft aus der Wetterküche, Januarmorgen, Temperaturen weit unter null. Es ist halb neun, als wir vor unserem Büro an der Elsässerstrasse in unseren Bus steigen, Sitzheizung auf Stufe 3. Im Radio singt Avril Lavigne «I'm with you» über die Kälte der Nacht, während wir Richtung Bahnhof fahren, wo wir unseren Arzt und unsere rumänischsprachige Dolmetscherin treffen.

9–10 Uhr

Campingstühle aufklappen. Lichterkette an. Unsere Bar eröffnet. Von den Menschen, die bereits dort sind, kommt ein flotter Spruch: «Oh, gibt es hier einen Flohmarkt?» Wir lachen und geben zurück, leider nein, nur Kaffee – dafür gratis. Das Eis ist gebrochen. Die ersten Kaffees und Suppen gehen über den Tresen. Wir quatschen über den Winter, über die Nacht, über die Frage, wo man sich heute kurz aufwärmen kann. Aus dem Small Talk entsteht Orientierung: Wo gibt es heute ein warmes Essen? Wo kann man duschen? Welche Angebote sind offen? Ein Paar Handschuhe wechselt den Besitzer. Bei Minustemperaturen stellen wir Kostengutsprachen für die Notschlafstelle aus, geben Outdoormaterial ab und erinnern daran, dass passende Ausrüstung in kalten Nächten entscheidend sein kann.

10–11 Uhr

Ein Mann bleibt zunächst auf Distanz. Er schaut zum Bus, schaut wieder weg, geht ein Stück weiter, bleibt stehen, kommt zurück. Solche Bewegungen sehen wir oft. Der erste Schritt ist selten ein direkter. Nach einer Weile setzt er sich. Seine Geschichte trägt tiefe Brüche. Verluste, über die man nicht leicht spricht. Ein Arbeitsunfall hat ihm später den Boden nochmals weggezogen. Jetzt schläft er in der Notschlafstelle. Er sucht etwas Stabileres. Oder einfach wieder ein Stück Ruhe. Wir sprechen mit vielen über Möglichkeiten, klären erste Fragen, ordnen Zuständigkeiten, machen einen Reality Check: Welche Schritte sind jetzt realistisch, welche Stellen können weiterhelfen, was braucht es als Nächstes. Manchmal ist Orientierung bereits eine Form von Entlastung.

11–12 Uhr

Eine kleine Wunde, die grösser geworden ist als gedacht. Jemand kommt, das Insulin ist aufgebraucht, das Geld fehlt. Im Bus gibt es einen geschützten Raum für medizinische Erstversorgung. Verbandsmaterial, ein ruhiger Moment, eine kurze Einschätzung. Fürsorge heisst hier auch: einen Moment Nähe schaffen, mittendrin im Gewusel. Die medizinische Sprechstunde wird langsam bekannter. Vertrauen kommt selten beim ersten Mal, meist beim zweiten oder dann beim dritten Besuch.





«ES GEHT DABEI NICHT NUR UM KONKRETE HILFESTELLUNGEN, SONDERN AUCH UM TEILHABE. DARUM, DASS PERSONEN IM SOZIALEN RAUM NICHT AUS- SCHLISSLICH ALS PROBLEM SICHTBAR SIND, SONDERN ALS MENSCHEN IN BEZIEHUNG TRETEN KÖNNEN.»

Ein paar Wochen später

März, die Luft ist weicher und der Saharastaub trübt das Sonnenlicht. Donnerstagmittag. In unserem Büro geht es lebendig zu und her. Die Räume werden für die offene Sprechstunde vorbereitet, während das Busteam geduldig die Thermoskannen mit heissem Wasser füllt, Bestände prüft, Kisten ergänzt. Auf dem Weg zum Bahnhof läuft «Heroes» von David Bowie – für einen Moment sind wir alle Held:innen, just for one day.

14–15 Uhr

Als wir ankommen, sehen wir bereits, dass es jemandem nicht gut geht. Sie sitzt zusammengesunken auf einer Bank. Wir kennen sie schon länger. Mit ruhigem Zureden gelingt es, eine Ambulanz beizuziehen, am Ende fährt sie mit. Wir atmen erleichtert aus. Gleichzeitig begrüßen wir andere, fragen nach, wie sich Situationen seit dem letzten Treffen entwickelt haben. Wir bleiben dran. Beziehung entsteht über Wiedersehen, über kleine Fäden, die weitergesponnen werden. Dazwischen wird gelacht, über Alltägliches gesprochen. Irgendwann landen wir im Gespräch beim Schach, beim Damengambit. Eine Eröffnung, bei der man scheinbar etwas hergibt, um Spielraum zu gewinnen.

Leichtes, Lüpfiges und Ernstes wechselt sich ab. Aus einer Boombox singt Prinz Pi in «Du bist» vom Herzscherz, wir wippen ganz cool mit im Takt.

15–16 Uhr

Eine Gruppe Touristinnen bleibt stehen, mustert unsere Thermoskannen und Becher, fragt, ob wir ein Coffee Truck seien. Wir sagen, unsere Matcha-Latte-Kunst sei noch in Entwicklung. Wir kommen leichtfüssig ins Gespräch. Wir erzählen, warum wir hier sind. Für Menschen, die sich hier aufhalten. Für Fragen. Für einen Kaffee. Für einen Moment zum «Schnuufe». Später bringt jemand warme Jacken vorbei. Auch die Stadtreinigung macht kurz Halt – ein Kaffee geht aufs Haus.

16–17 Uhr

Zwei Hunde bellen, Stimmen werden lauter, der Wodkaspiegel steigt mit, die Stimmung kippt kurz. Wir gehen hin, sprechen mit den Beteiligten, versuchen zu vermitteln. Solche Momente gehören auch dazu – viele Menschen, wenig Platz, unterschiedliche Bedürfnisse. Nach und nach beruhigt sich die Situation, die Stimmen werden ruhiger, die Hunde chillen wieder bei ihren Besitzern. Unser Tag neigt sich dem Ende zu. Stühle zusammenklappen, Becher einsammeln, Hände schütteln. «Mach's guet.» «Pass uff di uff.» «Nid vergässe, mäld di.»

Schichtende

Etliche Suppen und Kaffees sind über den Tisch gegangen. Wir haben zugehört, gelacht, erklärt, vermittelt. Manche Gespräche waren leicht, andere haben nachgehallt. Einige Lebensgeschichten berühren, andere machen auch uns immer wieder sprachlos. Zurück bleibt mehr als eine Liste von Abklärungen oder Weitervermittlungen. Zurück bleibt unter anderem grosser Respekt vor den Menschen, den Lebensakrobat:innen. Vor ihrer Resilienz, ihren Kompetenzen und ihrer Fähigkeit, auch unter schwierigen Bedingungen Wege zu finden.

Sozialräumliche Präsenz bedeutet, dort anzusetzen, wo das Leben ohnehin stattfindet: im öffentlichen Raum, im Alltag, im Dazwischen. Mit unserem aufsuchenden Angebot gehen wir dorthin, wo sich die Szene bewegt, und schaffen Kontaktmöglichkeiten. Der Bus ist nicht nur ein Angebot, sondern Teil eines sozialen Gefüges vor Ort. Durch die regelmässige Präsenz entsteht Verlässlichkeit, die es ermöglicht, Beziehungen aufzubauen, Situationen frühzeitig wahrzunehmen und gemeinsam nächste Schritte zu klären. Sozialräumliche Arbeit bedeutet auch, Spannungen im öffentlichen Raum wahrzunehmen, zu vermitteln und dazu beizutragen, dass unterschiedliche Bedürfnisse nebeneinander bestehen können.

Es geht dabei nicht nur um konkrete Hilfestellungen, sondern auch um Teilhabe.

Darum, dass Personen im sozialen Raum nicht ausschliesslich als Problem sichtbar sind, sondern als Menschen in Beziehung treten können.

Wer uns also sieht, einfach Hallo sagen. Kaffee gibt es auch – Matcha-Latte-Kunst üben wir noch.





Der schrumpfende Raum: Vom Wohnzimmer der Gesellschaft zur Zone der Verdrängung

Wenn wir heute über «Dritte Räume» sprechen – in der Soziologie ursprünglich als «Dritte Orte» beschrieben – geht es um ein aussterbendes Biotop. Wir verwenden bewusst den Begriff «Raum», weil er offener ist: Er meint nicht nur einen geografischen Ort, sondern auch einen sozialen Möglichkeitsraum, in dem Begegnung, Teilhabe und einfaches Dasein Platz haben. Der Soziologe Ray Oldenburg definierte sie einst als jene neutralen Orte zwischen dem Zuhause (Erster Ort) und der Arbeit (Zweiter Ort) – Parks, Bibliotheken oder die klassische Eckkneipe. Es sind Orte, an denen man sein kann, ohne etwas leisten oder kaufen zu müssen. Doch in den letzten 50 Jahren hat sich dieses Gefüge radikal verschoben.

Früher traf man sich auf dem Dorfplatz oder im Quartierbeizli. Heute unterliegt fast jeder urbane Quadratmeter einem gnadenlosen Verwertungszwang. Wo früher eine Bank zum Verweilen einlud, steht heute ein Coffee-Shop mit Konsumzwang und schnellem WLAN, optimiert auf maximalen Durchlauf. Wer das Geld für den Hafer-Latte nicht hat, wird unsichtbar – oder zum «Störfaktor».

Diese Privatisierung des Öffentlichen trifft marginalisierte Gruppen am härtesten. Während wir theoretisch über soziale Teilhabe diskutieren, findet im Stadtbild eine stille Aufrüstung statt: Defensive Architektur. Das sind Parkbänke mit zusätzlichen Armlehnen (offiziell «Aufstehhilfe», real ein Liegeverbot), Bolzen auf Fenstersimsen gegen das Sitzen oder blaues Licht in Toiletten, um die Venensuche zu erschweren. Diese Massnahmen lösen keine Probleme; sie

machen sie nur unsichtbar und drängen unsere Klient:innen in dunklere, gefährlichere Winkel. Gutes Design lädt ein – defensives Design schliesst aus.

Digitale Isolation und das Ende der Solidarität

Parallel dazu hat die Individualisierung unsere sozialen Instanzen bröckeln lassen. Die Mittelschicht zieht sich ins Homeoffice oder in digitale Echokammern zurück. Doch ein digitaler Raum bietet keine physische Sicherheit und keine unmittelbare menschliche Resonanz. Für Menschen auf der Gasse verschärft sich so der «Digital Divide»: Wer kein High-End-Smartphone oder stabiles Netz hat, bleibt draussen. Die spontane Solidarität auf der Strasse nimmt ab, weil der Blick der Passant:innen lieber am Display klebt, statt dem Gegenüber zu begegnen.

Wenn Welten kollidieren: Raumanneignung vs. Sicherheit

Hier entsteht ein spannungsgeladenes Feld: Wo kein privater Rückzugsort existiert, wird die Gasse zum Wohnzimmer. Diese Raumanneignung ist ein Akt der Notwendigkeit. Doch was für die einen überlebenswichtiger Sozialraum ist, wird von der Mehrheitsgesellschaft oft als Bedrohung wahrgenommen. Das subjektive Sicherheitsempfinden ist dabei selten an objektive Gefahren gekoppelt, sondern an die blosser Sichtbarkeit von Armut.

Wird nach Ordnung und Polizei gerufen, bedeutet «Sicherheit» oft nur noch die Abwesenheit von Störfaktoren. >



«DIESE MASSNAHMEN LÖSEN KEINE PROBLEME; SIE MACHEN SIE NUR UNSICHTBAR UND DRÄNGEN UNSERE KLIENT:INNEN IN DUNKLERE, GEFÄHRLICHERE WINKEL. GUTES DESIGN LÄDT EIN – DEFENSIVES DESIGN SCHLIESST AUS.»



**«DOCH EIN ÖFFENTLICHER RAUM,
DER NUR FUNKTIONIERT, WENN
ALLES PREKÄRE WEGGEPUTZT WIRD,
IST KEINE STADT, SONDERN EINE
STERILE KULISSE.
IN DER GASSENARBEIT WISSEN WIR:
SICHERHEIT ENTSTEHT DURCH
BEZIEHUNG UND PRÄSENZ,
NICHT DURCH VERTREIBUNG.»**



Doch ein öffentlicher Raum, der nur funktioniert, wenn alles Prekäre weggeputzt wird, ist keine Stadt, sondern eine sterile Kulisse. In der Gassenarbeit wissen wir: Sicherheit entsteht durch Beziehung und Präsenz, nicht durch Vertreibung.

Für uns Gassenarbeiter:innen bedeutet das: Wir arbeiten in den Trümmern der Dritten Räume. In einer Welt, die sich zunehmend ins Private fragmentiert, bleibt die Gassenarbeit eine der letzten Schnittstellen für echte, physische Co-Präsenz. Wir sind nicht mehr nur Beratende, wir sind immer wieder auch Anwält:innen des Raums. Wir verteidigen Orte, an denen «Sein» vor «Leisten» geht. Dritte Räume sind kein Luxus; sie sind das Immunsystem einer gesunden Stadtgesellschaft – und dieses Immunsystem hat aktuell mächtig Schräglage.

**Gegenbewegung:
Wenn die Hochkultur die Türen öffnet**

Doch es gibt Lichtblicke. In Basel beobachten wir eine spannende Entwicklung: Institutionen besinnen sich auf ihren Auftrag als Orte der Gemeinschaft. Die städtischen Bibliotheken der GGG wandeln sich vom Bücherlager zum «Wohnzimmer des Quartiers», wo das Portemonnaie nicht über den Zutritt entscheidet.

Ein noch radikaleres Experiment wagt das Theater Basel mit seinem «Foyer Public»: Mitten im Herzen der Stadt ist ein Raum entstanden, der klassische Hochkultur mit den Alltagsrealitäten der Strasse konfrontiert. Dass diese Öffnung kein Selbstläufer ist, sondern Reibung erzeugt, zeigt sich auch in der engen Zusammenarbeit mit uns von der Gassenarbeit.

Wie sieht dieser Alltag zwischen rotem Teppich und harter Realität konkret aus? Welche Spannungsfelder entstehen – und welches Potenzial steckt in dieser bewussten Durchmischung?

Wir haben mit **Anja Adam, Co-Leiterin des Foyer Public**, darüber gesprochen, wie ein solcher Raum funktioniert und welche Rolle Kulturinstitutionen heute für das Zusammenleben in der Gesellschaft spielen können.

Foyer Public – ein urbanes Experiment

Das Foyer Public im Theater Basel versteht sich als offener Ort ohne Konsumzwang, der von ganz unterschiedlichen Menschen genutzt werden kann: zum Arbeiten, Ausruhen, Begegnen oder einfach zum Dasein.

Vision und Motivation

PETER: Das Theater Basel gilt klassischerweise als Hochkultur-Institution. Was war der ausschlaggebende Impuls, das Foyer bedingungslos (ohne Konsumzwang) als «Foyer Public» zu öffnen? Gab es ein spezifisches Vorbild oder eine «Initialzündung»?

Anja Adam: Das Foyer des Theater Basel war bereits bei seiner Entstehung 1975 als offener Raum geplant, umgesetzt wurde diese Idee aber nie konsequent. Zur Spielzeit 2019/2020 fand am Theater Basel ein Intendantenwechsel statt und Benedikt von Peter übernahm neu die Leitung.

Sein grosser Wunsch war es, das Foyer zu öffnen. Im Herbst 2018 begannen dann die Planungen. Unser spezifisches Vorbild war das grossartige Kulturzentrum «104» in Paris. Wir waren mit einer Planungsgruppe dort und waren alle komplett begeistert. Ich erinnere mich, dass ich in einem wissenschaftlichen Artikel meine Erinnerungen an diesen Moment beschrieben habe, und in der Korrekturrunde kam zurück: «zu schnulzig». Es war aber einfach wirklich ein sehr emotionaler Moment. Zu erleben, wie eine Kulturinstitution lebt, atmet und bevölkert wird – auch tagsüber.

Gleichzeitig war klar, dass wir dieses Vorbild an Basel und die dortigen Bedürfnisse – innerhalb des Theaters wie auch in der Stadt – anpassen müssen. Die bedingungslose Aufhebung des Konsumzwangs war uns dabei wichtig. Wir spüren das bis heute. Es verändert alles, den ganzen Vibe des Ortes. Wie viele weitgehend konsumfreie Orte gibt es heute noch? Sehr, sehr wenige. Dabei sind sie so wichtig.

Versteht ihr das Foyer Public primär als einen erweiterten Kulturbetrieb oder tatsächlich als einen soziologischen Dritten Raum, der sich bewusst von der künstlerischen Produktion entkoppelt?

Die Begrifflichkeit des «Dritten Ortes» kommt aus der Soziologie und ist zunächst ein recht grobes Konzept. Der Erste Ort ist das eigene Zuhause, der Zweite Ort der Arbeitsplatz, und der Dritte Ort meint alle Orte dazwischen, an denen man sich aufhält. Gesellschaftlich gesehen hat nicht jeder Mensch einen Ersten oder Zweiten Ort. Aber Dritte Orte haben wir alle – auch wenn der Zugang zu ihnen nicht für alle gleich ist. Und sie können sehr unterschiedlich sein. Theoretisch ist auch ein Supermarkt ein Dritter Ort oder ein Biergarten. Oder auch ein sehr spannender Dritter Ort: die Kirche. Und in jedem Dritten Ort gibt es unterschiedliche Erwartungen von «innen» wie von «ausen». In einer Bibliothek ist man weitgehend leise, bewegt sich langsam. Und in einem Dritten Ort in einem Kulturbetrieb? Ich denke, da spürt man Kreativität und hoffentlich auch ein leises Pulsieren und einen Drang zur Bewegung. Man möchte etwas entdecken, selbst etwas schaffen oder beobachten.

Das Foyer Public «gehört» auf eine Art nicht mehr dem Theater Basel. Es gehört denen, die es tagtäglich besuchen und nutzen. Wir verstehen uns als Gastgeber:innen, die den Raum so gestalten, dass sich möglichst viele Menschen hier nebeneinander wohlfühlen und miteinander sein können, miteinander im Austausch sein können. Das kann in einem Gespräch geschehen, aber auch im stillen Nebeneinander. Begegnung ist viel mehr als akustischer Austausch. Begegnung kann auch visuell, olfaktorisch oder haptisch sein. Es gibt zwei gesellschaftliche Themen, die sich über die Jahre herauskristallisiert haben und die wir anfangs nicht erwartet hatten: das Thema Einsamkeit und das Thema Dialog. Beide Felder sind stark verzahnt mit vielen Bereichen des öffentlichen wie privaten Lebens. Und in beiden Feldern wünschen wir uns, als Kooperationspartnerin unterstützen zu können. Dazu gibt es bereits weiterführende Gespräche und erste Projekte. >

Die Praxis der Öffnung

Wie haben die Menschen den Raum in den letzten Monaten «besetzt» oder bespielt? Gibt es Nutzungen oder Gruppen, mit denen ihr zu Beginn gar nicht gerechnet habt?

Das Tolle am Foyer Public ist, dass es ein stetes Pilotprojekt bleiben soll, das sich laufend wandelt und immer wieder von neuen Nutzenden entdeckt und verändert wird. Wir werden jeden Tag aufs Neue überrascht von Gruppen und Menschen, die zu uns kommen.

Ein Dritter Raum lebt von der Durchmischung.

Wie gelingt euch der Spagat zwischen dem Stammpublikum, marginalisierten Gruppen, die wahrscheinlich Wärme, Schutz und Aufenthalt suchen, und Familien, die den Raum als Spiellandschaft nutzen?

Es gibt viele Gründe, uns zu besuchen: Der viele Platz ist perfekt für kleine Kinder mit grossem Bewegungsdrang. Die vielen Ecken sind wunderbar für einen Mittagsschlaf. Die Toiletten sind sauber und zur Benützung da. Die einzelnen Tische und die Akustik bieten gute Bedingungen fürs Lesen, Arbeiten oder Studieren. Die Gruppentische ermöglichen gemeinsamen Austausch. Die freien Flächen laden zur Bewegung ein. Und klar: Im Sommer sind wir ein kühler Raum, im Winter ein warmer. Das darf und soll genutzt werden. Uns ist dabei sehr wichtig, dass von keiner Gruppe eine Verdrängung anderer Gruppen ausgeht. Das ist keine einfache Balance und immer wieder auch herausfordernd. Aber alles in allem haben wir wirklich grossartige Nutzende, und das miteinander funktioniert sehr gut. Es ist auch eine «Demokratieübung». Wo gibt es denn überhaupt noch Orte, an denen Diversität tatsächlich gelebt wird? Mir fällt da oft nur der öffentliche Nahverkehr ein – und auch der ist nicht wirklich «für alle».

Herausforderungen und Grenzen

Wo stösst das Konzept der «radikalen Gastfreundschaft» an seine Grenzen? Gab es Momente, in denen das Sicherheitsempfinden der Mitarbeitenden oder anderer Gäste das Konzept der Offenheit herausgefordert hat?

Ja. Es bewegt sich – selten, aber manchmal – im Spannungsfeld zwischen «Grenzen setzen und Nähe wahren». Hier haben uns Adriana Ruzek und Lyn Huber vom Schwarzen Peter netterweise schon häufig beraten. Wenn eine Person sehr laut wird und aggressiv auf andere Nutzende oder Mitarbeitende zugeht, dann sind die Grenzen der Gastfreundschaft erreicht. Genauso, wenn rassistische oder sexistische Äusserungen fallen. Trotzdem sind auch das wichtigen Momente. Wir versuchen, mit allen Menschen im Kontakt und im Gespräch zu bleiben – auch wenn deren Verhalten oder Meinung den unseren stark widerspricht. Es gibt ein Zitat der britischen Schriftstellerin Evelyn Beatrice Hall: «I disapprove of what you say, but I will defend to the death your right to say it.» Das gilt natürlich nur, solange nicht die Würde und Sicherheit anderer verletzt wird.

Polarisierung ist ein Fakt unserer Gesellschaft. Gerade deshalb ist es wichtig, Wege zu finden, miteinander in Kontakt zu bleiben und unsere Mitmenschlichkeit nicht zu verlieren. Anderen Meinungen Raum zu geben und daraus Diskussionen entstehen zu lassen. Das geht nur über Reibungspunkte, auch wenn diese schmerzen und manchmal sehr schwierig sind. We are all in this together. Wenn wir wirklich ein diverser Raum sein wollen, müssen wir lernen, das auszuhalten – im Foyer Public wie in der Gesellschaft allgemein.

Wie geht ihr mit Verhaltensweisen um, die im öffentlichen Raum oft sanktioniert werden, wie z. B. Schlafen, Konsum mitgebrachter Speisen und Getränke oder psychische Auffälligkeiten? Wo zieht ihr die Grenze?

Schlafen und der Konsum mitgebrachter Speisen und Getränke sind während unserer Öffnungszeiten ausdrücklich erlaubt. Psychische Auffälligkeiten sind für uns ebenfalls Teil der Gesellschaft und wir empfinden sie nicht per se als störend. Wir arbeiten mit einem Ampelsystem. Orange bedeutet, das Gespräch zu suchen, im Kontakt zu bleiben und gemeinsam Regeln zu klären. Ich habe den Eindruck, dass wir relativ lange in dieser orangen Phase bleiben. Geht es in die rote Phase, sprechen wir ein zeitlich begrenztes Timeout aus. Das ist glücklicherweise sehr selten notwendig.

Kooperation mit der Gassenarbeit

Inwiefern hat sich die Zusammenarbeit mit dem Schwarzen Peter als notwendig oder hilfreich erwiesen? Hat dieser Austausch euren Blick auf die eigene Institution verändert? Was ist daraus entstanden?

Alle in unserem Team kommen aus dem Feld Kultur. Und alle in unserem Team mögen Menschen. Wir versuchen unser Bestes, wissen aber auch um unsere Grenzen. Es gibt ein eigenes Berufsfeld – Soziale Arbeit –, das uns in seiner Expertise weit voraus ist. Für uns ist es unglaublich wertvoll, hier zusammenzuarbeiten, Fragen stellen zu dürfen und ehrliche Einschätzungen zu erhalten. Und ja, das verändert den Blick auf unsere eigene Institution immer wieder. Darauf, wo wir als Kulturinstitution heute besonders gebraucht werden, wo wir unterstützen können und wo wir selbst Unterstützung brauchen. Wo wir in den vergangenen Jahrzehnten blinde Flecken hatten – und wohin wir uns entwickeln sollten. Es ist meine persönliche Überzeugung, dass sich aus diesem Austausch ein eigentlicher Paradigmenwechsel abzeichnen könnte. Und im schönsten Fall hat dieses Modell Charakter über Basel hinaus und macht national wie international Schule. Mit dem Foyer Public als Grundidee passiert das gerade bereits.

Gesellschaftliche Bedeutung und Zukunft

Seht ihr es als Aufgabe von Kulturinstitutionen an, die schwindenden öffentlichen Räume zu kompensieren? Ist das Foyer Public ein politisches Statement gegen die Privatisierung des städtischen Raums?

Wow – eine grosse Frage, und eine zentrale. Ja, ich sehe darin durchaus eine Aufgabe von Kulturinstitutionen: als Mitgestaltende öffentlicher Räume. Vor allem Theater sind



«ES IST MEINE PERSÖNLICHE ÜBERZEUGUNG, DASS SICH AUS DIESEM AUUSTAUSCH EIN EIGENTLICHER PARADIGMENWECHSEL ABZEICHNEN KÖNNTE.»

historisch Orte der Öffentlichkeit. Das leben wir als sehr konkrete Praxis. Ein Kulturort, der aktiver Teil urbaner Demokratie ist, sich behauptet und weiterentwickelt. Das Foyer Public ist dabei kein Zusatz, sondern mittlerweile Teil unseres Auftrags, für den wir staatliche Unterstützung erhalten. Das ist entscheidend. Denn solche Räume sind wertvoll – und sie kosten. Umso ermutigender ist es, dass das Foyer Public politisch getragen und als zukunftsweisend diskutiert wird.

Wenn ihr heute auf den Start zurückblickt: Was ist die wichtigste Erkenntnis, die ihr anderen Institutionen mitgeben würdet, die über eine ähnliche Öffnung nachdenken?

- Möglichst immer geöffnet sein – im besten Fall an 365 Tagen im Jahr
- Die eigene Institution im Konzept nicht vergessen – eine Öffnung ist ein grosser Schritt für alle Beteiligten
- Sich bewusst machen, was «unkuratiertes Raum» bedeutet – zunächst fast das Gegenteil dessen, was Kulturinstitutionen sonst tun
- Sich einen leisen Start erlauben – nicht zu schnell zu viel wollen und nicht zu schnell wachsen
- Den Mut haben, ein dauerhaftes Pilotprojekt zu bleiben



Kurzportrait

Anja Adam ist Kulturmanagerin und -vermittlerin mit Schwerpunkt auf Partizipation und kulturelle Teilhabe. Unter anderem war sie tätig für die Elbphilharmonie Hamburg, das Ensemble Modern in Frankfurt und die Stiftung Mercator Schweiz. Sie ist seit 2015 am Theater Basel und entwickelt dort die grundlegende Öffnung durch

den Start des Foyer Public sowie weitere Projekte massgeblich mit. Sie ist Co-Leiterin der Sparte Theater Public und Mitglied der Theaterleitung.

Sachspenden 2025

Aids-Hilfe beider Basel, Art Care Cosmetics, Atelier Beauty & Wellness, Augusta Raurica, BuchBasel, Bird's Eye Jazz Club, Bahnhof Apotheke Drogerie, FC Basel 1893, Frauenverein Känerkinder, GareDeRobe Liestal, Hair Atelier, head hair, Industrienacht Basel, Museumsdienste Basel, nextron, NovaByte, Philipp (Gitarre), Salönchen, Schüler:innenrat Voltaschulhaus, Schweizerisches Rotes Kreuz – 2x Weihnachten, Tierheim beider Basel, SapoCycle, radix Liestal, Wirth's Huus, Vanesa Bartolomé, VITO, Antonella Straumann

Masche für Masche entstanden Mützen, Schals, Socken und Handschuhe – gefertigt von unseren unermüdlichen Strickfeen. Und auch sonst ist viel zusammengekommen: Über das ganze Jahr hinweg wurden Kleider und Outdoor-material gespendet. Dieses Zusammenspiel macht den Unterschied. Von Herzen: Danke an alle, die Teil davon sind.

Spendenliste ab CHF 400

Aldridge Vivian, Andresen Svein, Bächtiger-Holenstein Roland und Brigitta, Balcerak Bradley und Amy, Bedon Stefano Antonio, Blättler-Friedli Markus und Regula, Bläuer Peter, Bonavia Giovanni, Brogli Noemi, Dresemann Nicole, Eisele Jeffrey Robert, Fiechter Luca, Gerber Ruth, Glatz Bettina, Guerra Paulette, Häsler Eleonora, Hersberger Robert, Isler Christiana, Kaupmann Klemens, Kissling Margot, Knauber Reinhold und Silvia, Koch Thomas Josef, Köchlin Michael, Kubli-Honegger Elisabeth, Lasagni Catherine Anne, Maier Matthias, Müller Regula, Neumann Jenal Anke, Nussbaumer Damaris, Ponti Lorenzo, Poppinger Alexandra, Renetseder Fabienne, Reiniger Pascal, Rösli Bernhard Peter, Schmid Urs, Schneeberger Mirjam, Schnetzler Brigitte, Stadelmann Stucki Susanne, Steib Johann Niklaus, Tränkle Diana Sonja, Vogelsang Axel, von Falkenstein Patricia, von Rickenbach Melanie, Wetzler und Ciampi Rolf und Claudia, Wullschleger Peter, Zeltner Martin

Abelia Wirtschaftsprüfung und Beratung, Alfred und Andrée Hagemann-Stiftung, BIZ – Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, Basler Zeitung hilft Notlindern, Buchstapler GmbH, Bürgergemeinde Stadt Basel, C. & R. Koechlin-Vischer-Stiftung, Catherine und Harry Morath-Stiftung, Christoph Merian Stiftung, Claire Sturzenegger-Jeanfavre Stiftung, E.E. Zunft zu Weinleuten, Einwohnergemeinde Bottmingen, Einwohnergemeinde Riehen, Ernst Göhner Stiftung, Ernst und Herta Koller-Ritter-Stiftung, Evang.-ref. Kirche Basel-Stadt, Evang.-ref. Kirchengemeinde Binningen-Bottmingen, Gemeindeverwaltung Binningen, GGG, Hilfsfonds des wgn, Karl Mayer Stiftung, Reformierte Kirchengemeinde Basel West, Kommission der Arbeitshütte, Kunigunde und Heinrich Stiftung, L. & Th. La Roche Stiftung, Louise Aubry-Kappeler-Stiftung, M. + G. Seiler-Tschantre-Stiftung, Max Geldner-Stiftung, Münchensteiner Frauen helfen, Musikklasse der Sekundarschule Allschwil, Novartis International AG, Ref. Frauenverein Aesch-Pfeffingen, Scheidegger-Thommen-Stiftung, SFD – Stiftung für Drogenarbeit, Stähelin'scher Familienfonds, Stiftung Klaus Lechler, Stiftung zur Förderung der Lebensqualität in Basel und Umgebung, Theatergenossenschaft Basel, Thomi-Hopf-Stiftung, Verein Kreislauf, Wittmann-Schmid-Stiftung

Unser herzlicher Dank gilt allen Spenderinnen und Spendern – ob namentlich genannt oder im Hintergrund geblieben – für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung.



Verstorbene

Auch im Jahr 2025 haben wir uns von lieben Menschen verabschiedet, die uns verbunden waren:

**Ella
Melanie
Michi
Böps
Michi
Pascal
Laszlo**

Impressum

PETER erscheint zweimal im Jahr

Schwarzer Peter

Elsässerstrasse 22

4056 Basel

schwarzerpeter.ch

team@schwarzerpeter.ch

061 383 84 84

Basler Kantonalbank, 4002 Basel, 16 545.784.06

IBAN: CH98 0077 0016 0545 7840 6

Korrektorat: Tanja Steiger, steigertext.ch

Layout: Eva-Luzia Recher, gestaltet.ch

Druck: Gremper AG

Auflage: 1'700

